

Warum gehen Leute eigentlich zu Dichterlesungen

In München sitzen die großen Verlagshäuser. Frankfurt am Main richtet jedes Jahr im Herbst die weltgrößte Buchmesse aus. Leipzig liest, heißt es auf der Frühjahrsschau im März. Aber Berlin liest das ganze Jahr. Berlin ist zur deutschen Literaturstadt wiederaufgestiegen – auch ohne Buchmesse und ohne die ganz großen Verlagshäuser. Denn in Berlin leben die Autoren. Weil hier ihr Markt ist. In Berlin tummeln sich die Literaturagenten. In Berlin gibt es vier renommierte Literaturhäuser. Selbst die literarischen Salons des 19. Jahrhunderts erleben schon seit Jahren eine zweite Blüte. Keine Berliner Buchhandlung, die nicht wenigstens ab und zu einen Dichter zu einer Lesung nach Geschäftsschluss einlädt. In Berlin kann man also Kontakte knüpfen und sich durch Lesungen sein Einkommen aufbessern. 500 Mark bekommt ein durchschnittlicher Autor pro Lesung. Das lohnt sich.

Aber lohnt sich so ein Abend auch für die Zuhörer? Immerhin kosten die meisten Lesungen mittlerweile Eintritt. Die Berliner strömen trotzdem massenhaft. Die Popstars unter den Schriftstellern wie Benjamin von Stuckrad-Barre füllen mittelgroße Konzerthallen. Und was machen die dann da Tolles? Sie lesen vielleicht eine Stunde aus ihrem aktuellen Werk. Die meisten lesen schlecht. Viele verhaspeln sich, mümmeln ihre verschlungenen Sätze unartikuliert vor sich hin.

Glücklich diejenigen unter den Zuhörern, die den Text zu Hause schon mal angelesen haben. Die wissen wenigstens, worum es geht. Und die anderen? Versuchen mit starr auf den Boden gerichteten Blick der brüchigen Stimme des Autors zu folgen. Und kämpfen schon nach wenigen Minuten mit Schlafanfällen. Gut, wenn der jeweilige Autor ein Humorist ist. Dann lacht der wache Teil des Publikums hin und wieder dankbar auf und weckt die andere Hälfte.

Letztens las Klaus Maria Brandauer aus einem Roman des posthum zum Bestseller avancierten ungarischen Autors Sandor Marai im Konzerthaus Berlin. Die Karten im Parkett kosteten 60 Mark, trotzdem war die Veranstaltung ausverkauft. Auf der völlig leeren Bühne stand ein Stuhl und ein Tisch, ein Mikro und ein Wasserglas. Ein paar Meter entfernt wartete eine junge Cellistin auf Pausen, um kurze Solostücke zu Gehör zu bringen. Wirklich aufregend war der Beginn. Der Schriftsteller Michael Köhlmeier hält ein paar einleitende Worte zu Sandor Marai. Schon nach wenigen Sätzen wird er aus den oberen Rängen unterbrochen: „Lauter! Wir hören nichts!“ Der Dichter blickt irritiert von seinem Manuskript auf. Spontane Publikumsäußerungen sind eigentlich nicht vorgesehen. Er liest weiter. Wieder Unmutsäußerungen, jetzt noch aggressiver: „Lauter! Wir hören nichts! Unverschämtheit!“ Köhlmeier unterbricht erneut, jetzt deutlich irritiert, fast panisch. „Was soll ich machen?“ fragt er. Offenbar stimmt was mit der Technik nicht. Wir im Parkett hören ganz wunderbar. Dann das laute Pfeifen einer Rückkoppelung. Jetzt hören auch die oberen Ränge. Köhlmeier kann seine Lesung fortsetzen, mit Schweißperlen auf der Stirn.

Später zelebriert Brandauer mit all seiner Bühnenpräsenz den doch eher flauen Marai-Text. Er macht Kunstpausen, breitet die Arme aus, ballt die Fäuste, schaukelt auf seinem Stuhl vor und zurück. Toll!

Leider sind die wenigsten Lesungen so spektakulär. Meist wird scheu genuschelt. Nur selten lesen Autoren gerne Selbstgeschriebenes vor. Sie werden von der Marketingabteilung ihrer Verlage dazu verdonnert. Wenn die Leute dich sehen, kaufen sie auch deine Bücher! Die liegen immer am Eingang auf einem Büchertisch bereit. Stapelweise. Das funktioniert wie bei Tupperpartys: Wenn man schon mal da ist, traut man sich nicht zu gehen, ohne was gekauft zu haben. Sonst ist die Gastgeberin vielleicht beleidigt.

Doch bis es zum Abverkauf des lieferbaren Gesamtwerks kommt, muss man wenigstens so tun, als höre man zu. Gott sei Dank sind die Gedanken frei und dürfen wandern: Der sah doch auf dem Foto ganz anders aus. Irgendwie jünger und frischer. Ist halt ein anstrengender Beruf, den ganzen Tag in geschlossenen Räumen zu sitzen und vor sich hin zu schreiben. Denkt man.

Wahrscheinlich achten die Dichter deshalb nicht auf ihre Kleidung. Dieses Sakko ist doch mindestens 20 Jahre alt. Und zum Friseur konnte er auch mal wieder gehen.

Pop-Literaten wie Stuckrad-Barre haben zumindest gelernt, auf ihr Äußeres zu achten. Auch sie haspeln sich durch ihren Text, aber tragen wenigstens Designeranzüge und geputzte Schuhe. Und verzichten auf die peinlichste Nummer jeder Dichterlesung: Wenn der Moderator nach der Lesung das Publikum fragt, ob es noch Fragen an den Autor gebe. Langes Schweigen. Die einen schlummern, die anderen möchten nach Hause. Das Schweigen zieht sich hin. Hinten werden die ersten Stühle gerückt, Aufbruchstimmung. Da passiert es: Eine Dame mittleren Alters steht auf und stellt mit zittriger Stimme eine Frage. Eine ganz lange Frage. In der sie ihre gesamte Lektüreerfahrung der letzten beiden Jahrzehnte referiert, um am Ende irgendein unwichtiges Detail aus einem vor Jahren erschienen Buch des Autors geklärt haben zu wollen. Weder Publikum noch Autor können sich an dieses Detail erinnern. Der Moderator versucht abzulenken. Jetzt sind auch andere im Publikum mutig geworden: „Warum schreiben Sie?“ fragen sie. „Was haben Sie sich dabei gedacht?“ Armer Autor, arme Autorin. Die Geschickten geben vorformulierte Standardantworten, die Ungeschickten versuchen, ehrlich zu bleiben, was sich dann leider meistens hinzieht. Die richtig Guten sagen: „Auf so dumme Fragen gebe ich keine Antwort. Lesen Sie meine Bücher, da steht alles drin!“ Das dürfte dem Verkauf am Büchertisch nicht dienlich sein. Die Pressefrau des Verlages, die sich jetzt der Bühne nähert, blickt mahnend auf ihre Armbanduhr und bläst zum Aufbruch, bevor Schlimmeres passiert.

Doch erst müssen noch die mitgebrachten oder frisch erworbenen Bücher dem Autor zur Unterschrift vorgelegt werden. Vermutlich kommen sie deshalb alle zu Lesungen, sogar zu unbekanntem Debütanten. Sie spekulieren darauf, dass ihre Erstausgabe in einer Auflage von 2000 Stück in 20 Jahren mit Autogramm noch wertvoller ist. Genau: Das sind alles gar keine Leser, sondern bibliophile Spekulanten. Deshalb sind diese sterbenslangweiligen Veranstaltungen so gut besucht.

Thomas Askan Vierich